

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 56.

Donnerstag, 7. März.

1929.

(22. Fortsetzung.)

Feuer auf den Höhen.

Roman von Elise Wibel.

(Nachdruck verboten.)

Sep Sollern bückte sich, um Benita Mironows herabgefallenen Handschuh aufzuheben. „Ich werde selbstverständlich das Telegramm vorerst nicht erhalten. Die Baronin Aglai hat es mir eben vollständig unmöglich gemacht, jetzt . . . nach diesem . . . von hier wegzugehen“, sagt er, als er dicht vor ihr steht.

Anna-Dorothee läßt ihre Mutter an diesem zerquälten Tag gar nicht mehr. Und Benita Mironow hält die weiche, junge Hand wie einen Schuß, oder wie in stummer Abbitte, unablässig fest.

Aber dann kommt es allmählich heraus, was dieses seelisch sparsame Kind heute so aufgeschlossen sein läßt: der neue Plan ist es.

Jasper hatte ihn natürlich ausgeheckt. Alles, was Jasper sich ausdenkt, ist gut. Konstanze soll bis zum Herbst auf Starhof bleiben. Und Anna-Dorothee muß sie betreuen. Wer anders hätte das tun können? „Musi! — Ein unmöglicher Gedanke! Also Anna-Dorothee bleibt zur Pflege hier. Und nimmt gleich eine Art praktischen Kursus in ländlicher Hauswirtschaft. Das schadet nie.“

Anna-Dorothee bringt das alles nicht allein jutage. Der schlanke Junge, der ihr Weibtum gewedt und es umgoldet, hilft ihr dabei. — Benita Mironow kann den fragenden, bettelnden Augen, die beinahe angstvoll ihr Urteil erwarten, kein Nein entgegenhalten.

Und so glitt sie, allein gelassen von allen, in die Bitternis ihrer Einsamkeiten, als ob es nie mehr ein anderes für sie geben könnte.

Einige Wochen, nachdem Benita Mironow, allein diesmal, wieder in dem kleinen Fischerhaus am See angekommen ist, erhält sie einen Brief der Gräfin Viofen. Die Landmarschallin schreibt auf dünnem Papier mit blauen Wasserlinien. Ihrer Schrift, groß, weit und beinahe männlich kräftig, sieht man es an, daß sie durchaus nicht für diese armen, schmalen Blätter eingerichtet ist.

Dies ist es, was die Landmarschallin mitteilt:

„Kommt alle Tage von Johanni zu uns herauf. Wir wollen Oas Nahlow, der dann mit seiner jungen Frau zurück ist, einen Empfang bereiten. Ihnen zur Ehre wird am Abend ein großes Johannisfeuer auf unserer Höhe brennen. Sep Sollern verspricht, es fachkundig zu schießen. Sagt ihm, daß wir ihn mit Freuden erwarten.“

Benita hat diesen Brief, ohne ein Begleitwort an Sep Sollern geschickt. Eine Antwort erhielt sie nicht.

Sie hat ihn in all den Wochen seit ihrer Rückkehr nicht gesehen.

Und eigentlich auch keine Sehnsucht nach ihm gehabt. Ihr Denken ist bei Anna-Dorothee. Immer ist es, als ob sie an ihr gut zu machen hätte. . . . Oder ist es nur eine Art Flucht, die sie in dieses mütterliche Miterleben-wollen hineindrängt?

Denn wenn ihre Gedanken, in den paar unbewachten Augenblicken einer sonst unerbittlichen Selbstkontrolle, zu den letzten Tagen wandern, die sie mit Sep Sollern bei den Verwandten verlebt hat, so fühlt sie es immer wieder aufs neue: in einem Dornenmantel ging sie. . . . Jeder Schritt war sinnlose Qual.

Manchmal dachte sie, daß nichts imstande sein würde, die Hölle dieser Schmerzen zu steigern.

Aber dann, als sie daheim war, kam Kolga. Aufgelöst . . . aufs äußerste erregt . . . beinahe weinend.

Er hatte den Kerl wiedergesehen, der das Barkenschlepperlied damals sang.

Oh, nicht nahe. Nie so, daß man ihn hätte fassen lassen können. Da . . . dort . . . auf einsamen Waldwegen, in der dunklen Ede eines gefüllten Wirtschaftsaales, im Rahn.

Gewiß: Sinnestäuschungen total erledigter Nerven. Aber eben darum scheußlich als Symptom . . .

Benita sah regungslos. Sie sah ihn an. Unter ihrem Blick kam fleckige Röte in sein blaßes Gesicht. Er stand schnell auf und ging.

Heute aber ist all das verwischt. Benita Mironow hat die Arme ausgestützt, die Stirn auf die Knöchel der geballten Hände gelegt. In ihr ist eine ungeheure Sammlung. So geht sie mit Sep Sollern alle Wege, die ihn jetzt zu ihr führen. Sep Sollern wird kommen. Und sie werden heute die Feuer der Johannisnacht brennen sehen . . .

Sie weiß es, auch ohne daß sie Nachricht von ihm empfangen hat.

Die Tage sind heiß. Manchmal ist es in der Dunkelheit wie Weinen über dem See.

Vor den niederen Fenstern stehen die bleichen Teller des Hollunders. Sie verlöschen nie ganz in der Nacht. Im Garten ist der Duft der Felder und das zarte Blühen pastellfarbener Widen weht darüber hin.

Der Klang einer Trompete kommt gedämpft aus der kleinen Ortschaft am gegenüberliegenden Ufer. Eine Orgel wimmert.

„Indrit“, besinnt sich Benita Mironow. „Ist er wieder in der Nähe?“ Aber es scheint ihr ganz ohne Bedeutung in dieser Stunde.

Braune Wolken schieben sich hinter den Bergen vor. Jagen, immer dichter zusammengetrieben zu einer dunkel drohenden Herde vereint, über den See.

„Sep Sollern wird nicht kommen können. Ein Gewitter wird es verhindern. Oder stürzt vielleicht die Erde ein? Er wird nicht kommen“ . . . , denkt Benita Mironow verzweifelt.

Und es erscheint ihr unmöglich, noch länger die Qual ihrer Sehnsucht und die Zärtlichkeit ihrer Hände zurückzudrängen.

Obgleich sie sich ganz klar bewußt ist, daß alles auch dann ungelebt bleibt, wenn er neben ihr ist.

Jäh aus der Stille fährt bläuliches Gegaß. . . . Die Malven, welche die Wege des verwilderten Gartens säumen, biegen sich tief.

Er wird kommen, denkt Benita Mironow, grundlos beruhigt. Die Blumen meines Gartens grüßen ihn. Blumen fühlen alles nahende Elementare. Blumen und Tiere. Nur uns Menschen sind die Sinne stumpf geworden.

Sie bleibt ruhig auf der Bank unter dem Nußbaum, ganz vorn am See. Auch dann, als ein Blitsschlag das Wasser, nicht allzu fern ihres Platzes, zu schmaler Säule aufspeißt. Sep Sollern wird sie hier suchen. . . . Er soll sie finden.

Vom Haus her kommt jemand gelaufen. Benita

wendet sich nicht. Ein Fenster klirrt. Ihr Mann ruft aufgeregt etwas, das sie nicht versteht. Der See blinzt bössartig. Reuchend hebt und senkt sich sein Spiegel... „Benita...“ War das Sep Sollerns Stimme? Wie ein Lusthauch nur wehte das Wort über ihr. Regen stürzt schwer, feuchtwarm... Jemand legt eine schützende Hülle um sie.

„Wir können nicht hier bleiben. Kommen Sie... Ich habe Sie immer hier gesucht“, sagte wieder die Stimme, die nicht mehr Sep Sollerns Frische besitzt.

Unter der offenen Tür steht Kolha und nestelt an einem Regenschirm.

Er läßt sich absolut nicht öffnen. Verzetzt, Benita, ich komme zu spät. Wie konntest du nur so lange dich diesem Unwetter aussetzen. Ich war in Sorge... Wo blieben Sie, göttlicher Meister? Man sah Sie nie mehr hier? Es ist wenig gastlich, wenn ich gleich hinzufüge: wollen Sie mich jetzt für ein paar Augenblicke entschuldigen. Ich ertrage iphärische Störungen sehr schlecht...“

Der Versuch zu scherzen mißlingt Kolha. Beständig geht ein Zucken über sein bleiches Gesicht. Gott, zu Hause verdunkelte einem der Kammerdiener beim ersten Herannahen eines Wetters die Zimmer. Und man lag still. So ertrugen sich diese quälenden, nervösen Erscheinungen zur Not. Hier... Benita öffnete wenn möglich alle Fenster und ließ sich durchwehen, wie sie es nannte. Er geht mit einer höflichen Verbeugung gegen sie und ihren Gast.

Benita Mironow öffnet weit die kleinen Fenster. Kolha hat recht: es ist dies so ihre Gewohnheit, wenn die Wetter am See niedergehen. Sie liebt das trübselige Wehen, den feuchten Erdgeruch, das graue Rieseln und gespenstige Spiel der Tropfen. In dieser Stunde aber ist es nur eine Geste... Sie kann Sep Sollern nicht in das Gesicht sehen, das erschreckend schmal und wie aus scharfem, kantigem Holz herausgeschnitten ist.

Aber dann ist auch das getan und man muß versuchen, eine Brücke über das Schweigen hinüber zu schlagen.

„Wir wollen in mein Zimmer gehen. Sie kennen es noch nicht. Vielleicht finden Sie doch ein paar Sachen, die Ihnen Freude machen. Ich habe allerlei zusammengetragen, was gerettet werden konnte. Oft auf die abenteuerlichste Art.“

Es gab viele Getreue unter unsern Leuten. Sie brachten geradezu persönliche Opfer, um Unwesentliches zu verbergen und uns wieder zu geben. Nur weil sie dachten, es werde uns Freude machen, scheuten sie manchmal sogar Todesgefahr nicht. Das erfüllt mich immer wieder mit Dank.“

Er verbeugt sich stumm und sie steigen die primitive Holztreppe zu dem Dachgeschoß hinauf.

Sep Sollern ist in einer seltsamen Verfassung. Er hat Benita in all dieser Zeit gemieden, um sich selbst wieder in die Hand zu bekommen. Denn so wäre es nicht weiter gegangen. An die ziellose Bedrängnis dieser letzten Wochen widerstandslos hingegeben, hätte er den letzten Rest einer leidlichen Mannesvernunft verloren. Jetzt, da er ihre Nähe wieder atmet, fühlt er sich sonderbar leer, wie aufgezehrt.

Und er sieht nur die Bieglamkeit ihrer Glieder, die königliche Haltung ihres schmalen Kopfes...

Sie öffnet eine Brettertüre... Der Raum dahinter, in einem satten Ocker gelb erglühend, scheint voll Sonne. Aber vor den schmalen Tafeln der Fenster brechen die Wassermassen nieder.

Es ist zum erstenmal, daß er dieses winzige Zimmer betritt, das Eigentum Benita Mironows ist, und ihre Seele eingefangen hält.

Er sieht sich um...

Da sind die geschweiften Bouletische, ein paar Kleinigkeiten aus altrussischem Silber und böhmischem Kristall in reizvoller Willkür über sie hingestreut, zwischen Blumen und kobaltblauem Porzellan.

Da sind Miniaturen und die Zeichnungen schöner, alter Herrensitze in weiten Parks an den Wänden zwischen den Paravents. In ihre warmgetönten Holzfelder, die ein Ruhebett umschließen, sind primitive Straministidereien eingelassen.

Benita Mironows Zimmer steckt voll einer natürlich heiteren Anmut.

Etwas wie eine Erlösung geht von diesem Raume aus. So ist Benita Mironow selbst. —

Es ist alles nur verschüttet in ihr. Er wird es wecken... bald... Sep Sollern stellt die winzigen, elfenbeinernen Chinesen, deren seine Arbeit er bewundernd betrachtet hat, wieder auf ihren kleinen Seidenteppich zurück.

„Es ist gut, daß man Ihre persönlichen Dinge bergen konnte. Ein Leben zwischen den Handtrommeln aus Menschenschädeln wäre eine schlimme Dissonanz für Benita Mironow.“

„Es hätte ertragen werden müssen. Alles geht, wenn ein Müssen dahinter steht. Aber Sie haben recht: wo noch irgend eine Möglichkeit besteht, sollte man Altgewohntes festhalten. Schon der inneren Verfassung zuliebe...“

„Das ist es nicht. Nicht für Sie, Benita... Ihre Haltung blieb immer dieselbe. Auch wenn ein neues Kapitel beginnt...“

Sie fühlen beide die ungeheure Spannung, die nach gleichgültigen Gesprächen verlangt. Sie kämpfen, lautlos...

Aus den zerrissenen Wolkenwänden kommt das infernalische Licht eines Gewitterabends.

„Werden die Feuer brennen? Das Wetter ist vorüber...“

„Ja, alles geht vorüber...“

„Alles geht vorüber... Nur das Leid ist das Wirkliche in der Welt. — Der große Weltweise hat recht.“

Sep Sollern kommt in die Helle des Fensters. Seine Schulter berührt sie, kaum merklich.

„Sie sollen nicht immer diese schweren Dinge lesen. Überlassen Sie das doch den andern. Die einen Ausgleich nötig haben für eine allzu leichte Daseinsform. Ich möchte Ihnen ein paar Sachen bringen, wenn ich wiederkomme. Mozarts Reise... die japanischen Sagen... Das ist Musik! Ströme von Duft, Licht, Schönheit sind darin gefangen. Alles, was in Ihre Hände gehört. Glauben Sie mir doch, Benita.“

Ganz langsam wendet ihm Benita Mironow ihr Gesicht zu.

„Ich glaube, daß du Menschenseelen neu erschaffen kannst“, denkt sie und schweigt. Aber dann sagt sie ganz rasch: „Wir wollen gehen. Ich werde Kolha rufen. Violens dürfen nicht auf uns warten.“ Und sie nimmt einen bereit gelegten Mantel vom Stuhl und bemüht sich dann, mit ihren unruhigen Fingern den Kragen zu schließen.

„Darf ich helfen...?“

Er greift nach dem Knopf. Mit einemmal faßt er unbefähigt in den Stoff, preßt seinen Mund darauf.

Benita bleibt steil aufgerichtet. Seine Augen sind dicht über den ihren. — „Du... Benita... du“

„Rein“, sagt die Frau, und bitteres Wehren macht ihre Stimme klanglos. „Rein...“

Er läßt gehorsam die Hände sinken. Sein Mund ist hart geschlossen. „Ich werde Herrn Mironow Bescheid bringen, wenn Sie es gestatten.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Herenvögel von Wulfslund.

Von Hans v. d. Nordmark.

Wiebke Wulf — die Kinder aus Brodtrade nennen sie die grauhaarige Anusverhexe — besitzt eine Katenstelle zwischen dem Gehege Bockberg und den Düvelsklinter Lannen. Das Gehöft liegt weit ab vom Dorfe, und Dase und Fuchs lagen sich dort „Gute Nacht“.

Die Alte hat nicht den besten Ruf, und keiner hält mit ihr Umgang. Wulfslund gilt als verrufen, und in der Umgebung ist's nicht geheuer. Im Frühjahr kreischen die Eulen in den Hofscheiden und aus dem Bockberg und dem Düvelsklint schallt wimmernd und stöhnend Antwort. In stürmischen Winternächten aber heult's und knat's und pfeift's dort schrill in den Lüften. Die Klänge sind über natürlich und nicht von dieser Welt. Wer am Tage Wulfs-

lund besucht, staunt über die vielen Eistern, die dort ihr Wesen treiben. Auch das ist sonderbar. Wo nämlich die Hexenvögel häufig sind, ist nach dem Volksglauben der Böse nicht weit!

Im Dorfe munkelt man über Wieten so mancherlei. Man weiß, sie kann mehr als andere; ihr Vater war Schäfer, von dem hat sie's gelernt. In der Not findet aber dennoch so mancher aus den benachbarten Dörfern den Weg zu der verschrienen Alte. Wenn das Vieh „verfangen“ ist, wenn es mit gedunsenem Panzen in der Stallung liegt und alle Hausmittel versagt haben, muß Wieten helfen. Die Alte ist immer bereit, sie kommt bei jedem Wetter. Sie läßt sich in den Stall führen, dort aber bleibt sie allein. Sie spricht mit den Tieren, und das kranke Geschöpf wittert die Hilfe und äugt flehend zu seinem Retter. Wieten aber murmelt ihre geheimnisvollen Sprüche, und von Stund' an weicht die Krankheit.

Wenn jemand an Gesichtsröthe oder an nässenden Flechten leidet und die Mixturen und Salben des Doktors schlagen nicht an, wird Wieten zur Hilfe gebeten, und auch für diese Krankheiten kennt sie das bannende, erlösende Wort. Sie nimmt nichts für ihre Hilfeleistungen bei Menschen und Vieh; aber ein gutes Wort hört sie gern, und eine Tasse starken Kaffee nimmt sie noch lieber.

In jeder Woche wird Wieten bestimmt einmal gerufen. Wenn sie von diesen Gängen zurückkommt, begrüßt der zahme Krokade sie, den schon ihr Vater hatte — und der ist bereits dreißig Jahre tot — an der Hofpforte. Er bloßt auf dem Torpfosten, dienert, lüftet die Schwingen und sprudelt in tiefem Bass seinen Namen. Die lebhafteste, gezähmte Elster aber flattert auf die Schulter der Herrin und ist außer sich vor Freude. Sie schädert und freischt und ruft immer wieder: „Wieten, Wieten.“ Die Alte lobt und streichelt das anhängliche Tier und schmeichelt: „Ja, du bist ja auch gut!“

Wieten hat die Elster, die im Volksmund als verrufen gilt, gern. Sie folgt ihr den ganzen Tag bei ihrer Hantierung und unterhält sie durch ihr lebhaftes Gepolander. Auch im Singen versucht sie's manches Mal und ebenfalls in der Nachahmung von Stimmen und Lauten. Den Sühnern hat sie das Gähnen abgelauscht, und die Nachbildung des Quieleschens und Anarrens der Schieblarre ist ihr geläufig.

An anderen Tagen ist sie zu Schelmentaten aufgelegt, die bald belacht, aber auch oft gerügt werden. Sie ärgert den Krokaden und belästigt den Kater, der auf dem Eimerred träumt. Sie stiehlt alles, was blank ist, und trägt es in ihr Versteck im Wagenschauer und freut sich diebisch und trachtet und freischt über ihren gelungenen Streich. Wenn sie ihrer Herrin aber die blanken Stricknadeln aus dem halbfertigen Strumpfe zieht, lekt es Schelte.

Wenn im Frühjahr die Weiden in ihrem Räschen schmutz leuchten und die Haselbüsche ihre staubgefüllten Troddeln im Märwinde schwenken, ändert die Elster ihr Benehmen. Sie treibt sich den ganzen Tag im Garten umher, schlüpft Ästchen mit herum, sucht auf dem Erdboden, turnt im Gebüsch, trägt einen Strohalm in die Krone des Zweitschenbaumes und wird nicht müde im Schädern und Kreischen. Die wilden Artgenossen aber, die in den Morgenstunden eifrig an ihren Nestern in der Linde und im Apfelbaum schaffen, antworten ihrem sehnächtigen Ruf.

Zwei Eisternpaare brüten seit Jahren auf Wulfslund, und Wieten läßt sie gewähren. Sie freut sich an allem, was Vogel heißt, und selbst den Drosseln und Staren trägt sie das Plündern der Kirschbäume und Beerensträucher nicht nach. Auch die wollen ja leben!

In diesem Jahre errichtet sogar ein drittes Pärchen seinen Horst in der Nähe des Gehöfts, in der Ulme an der Wegkreuzung nach dem Gehegen. Sein säuberlich wird der Nestkörper aus Zweigen und Dornen geformt und mit den Ästen der Astgabel verflochten. Die Nestmulde aber wird aus einer daumendicken Tonschicht gebildet und darauf mit Wurzeln und Tierhaaren gepolstert. Zum Schutze des brütenden Weibchens wird über dem Neste aus sperrigen Zweigen noch eine Schutthaube errichtet.

Das Eisternnest in der Ulmentrone ist fertig. In den beiden anderen Horsten bebrüten die Weibchen bereits ihr Gelege, ihre sechs und sieben Eier von gelblichgrüner Grundfarbe mit der dunklen Fleck- und Strichzeichnung.

Im April schlüpfen die Jungen, und von nun an heißt es für die Elsternvögel fleißig schaffen vom Morgengrauen bis zur Abenddämmerung, denn die Kinder sind ein hungrig Volk. Die Jungvögel erhalten Käse, Larven, Würmer und Schnecken. Bald aber verlangen sie nach festerer Kost, und von nun an werden die Eistern zu gefährlichen Räubern. Planmäßig suchen sie die Felder, Äcker und Wäldungen am Waldrande nach Vogelnestern ab, und mancher Sängerknecht hat seine Nestlinge zu beklagen.

Die Kleinvögel kennen die gemeine Gaunernatur der Elster, und ein Zetern und Pärmen hebt an, wenn der schwarzweiße Strauchdieb suchend das Buschwerk durchstöbert. Der Hexenvogel aber kümmert sich nicht um den

jammern den Angst der Jungvögel. Er packt ein Junges, verhöhnt die Eistern durch teuflisches Lachen und streicht zum Dorst und aßt seine Brut. Bald aber lehrte er zurück, und die übrigen Nesthoder erleiden das gleiche Schicksal. Wenn aber die Nestersuche vergeblich ist, so lauert die Elster vor den Mauselöchern und erwischt manchen Rager.

Die jungen Eistern wachsen heran; sie werden flügge und begleiten die Eltern auf ihren Raubzügen, und kaum ein Nest bleibt ihren Späherbliden verborgen. Wenn die Jungvögel zur Selbstständigkeit gelangt sind, verlassen eifrig die Gegend und siedeln sich an, wo die Landschaft ihnen zusagt. Die Mehrzahl der „Heister“ aber bleibt auf Wulfslund; dort gefällt's ihnen, dort genießen sie eine Freiheit. Und wenn im Winter das Futter auch an manchen Tagen knapp ist, sie halten durch, bis bessere Zeiten kommen.

Jahre gehen dahin. Die Elster wird zum Charaktervogel von Wulfslund. Wieten, die Beschützerin der Hexenvögel, nimmt ein fürchtbares Ende. Sie quält sich im Starrkrampf zu Tode.

An ihrem Begräbnistage — es ist um die Osterzeit — schädern die Hexenvögel in Baum und Busch beim Gehöft. Die zahme Elster aber ruft im Voraarten ein über das andere Mal den Namen der Herrin.

Die Leute des kleinen Gefolges beobachten erstaunt das aufgereagte Benehmen der bunten Vögel. Der Schneider aus Brodrade, der bei keiner Leiche fehlt, flüstert seinem Nebemann ins Ohr: „Hörst du, wie die Hexenvögel rufen? Der Teufel hat die Alte geholt, und seine Trabanten freischen und lachen.“

Legende vom Vorsprung.

Von Hans Natonef.

Die ersten fünf Jahre lebten sie in vollkommenem Einklang. Ihr Schritt hatte das gleiche Maß und den gleichen Rhythmus. Sie sprangen über Büsche; sie liefen auf Stiern die Hügel hinab. Die Dauer seines Atems war auch die Dauer ihres Atems. Was sein Herz ertrug, ertrug auch das ihre. Seine Genußfreudigkeit war auch ihr angemessen. Er brauchte ihr keinen Vorsprung zu geben, und wenn er seine Kraft bremste und Rücksicht übte, war es eine galante Geste, eine Übung zum Schein. Nie war sie reizvoller, als wenn sie die Schwache, die Hilfsbedürftige, markierte.

Eines Tages erklimmen sie die Wendeltreppe eines hohen Turmes, um einen vielgerühmten Blick auf die Stadt und das Gebirge zu genießen. Da blieb sie schwer atmend stehen und sagte: „Ich kann nicht mehr. Es ist zu steil. Mir schwindelt, ich fürchte mich. Geh allein weiter; ich warte hier auf dich.“

Er genoss allein und sie wartete. Von dieser Stunde an geschah das gleiche immer wieder. Sie blieb unten und er stieg hinauf. Sie war unterlebens ein wenig schwer geworden und konnte nicht Schritt halten. Sie wurde älter, reifer, wissender, und er blieb der ewig Junge. Seine rücksichtslose Kraft wehrte sich trotziger gegen den natürlichen Verlauf: langsam und stromabwärts. Sie alich einem Fluß, der die Mündung ahnt; er alich einem Strudel, der an seine Unversiegbareit glaubt.

Sie dachte: eines Tages muß er ja doch in mich münden. Es ist wider die Natur, bergauf zu strömen. Sie sponte sich nicht, ihn einzuholen, denn in Wahrheit hatte ja sie den Vorsprung, und er war zurück. Sie machte sich nicht jünger. Sie ließ ihn gewähren, ein heimliches Lächeln im Munde. Sie sah, daß er unter seinem schlechten Gewissen litt und rebete ihm gut zu: Verlage dir nur ja nichts, mein Junge. Geh auf Reisen. Willst du diesen Winter in St. Moritz Ski laufen? Such dir schöne Frauen an der Riviera. Du brauchst das. Ich habe Zeit.

Sie wurde in ihrer Art immer schöner, oder vielmehr: sie blieb schön, wie die Natur selbst, die ihren vorgeschriebenen Weg erfüllt. Er sah es nicht und ging mit billigen Frauen, die seinem unbändigen Scheinwesen etwas vormachten. Er lebte in einem Krampf, den er für Kraftfülle hielt. Sie bewahrte sich; er verzettelte sich. Sie erneute sich in ihrer schönen, reifen, dulddenden Mütterlichkeit; er verbrauchte sich in seiner unbändigen Gier.

So kam die Zeit heran, da er, ein Ausgeatheter, zurückkehrte zu einer Leuchtenden. Und da war sie es, die, um ihren Vorsprung nicht merken zu lassen, sich kühler, stiller stellte, als sie war. Sie hielt in dem Gebrechlichen, der immer noch auf seine Kraft stolz war, die Illusion aufrecht, indem sie sich auf seinen Arm stützte. Sie wachte sich seinem schleppenden Schritt an. Ihr Herz verlangte nicht mehr, als das seine ertrug. Sie gab ihm den Glauben, daß er es selb, der Rücksicht über. Sie markierte die Schwache, die Hilfsbedürftige, und er war es, er, das alt, aber nicht flug gewordene Kind.

So waren sie wieder, wie einst, im Gleichklang.

Aufnahme- und Wiedergabeverfahren des Tobis-Tonfilms.

Von Ernst Trebesius.

Obwohl die Aufnahme und Wiedergabe von Schallwellen mit Hilfe des Phonographen bereits ein halbes Jahrhundert, und die Aufnahme und Wiedergabe bewegter Szenen mit Hilfe eines Zelluloidstreifens schon vier Jahrzehnte bekannt sind, gelang die zufriedenstellende Verbindung von Ton und Film erst in der Nachkriegszeit. Von den vielen Erfindern, die die schwierige Aufgabe zu lösen versuchten, konnten die drei gemeinsam arbeitenden deutschen Fachleute Engel, Masolle und Vogt zuerst einen einigermaßen befriedigenden Tonfilm herausbringen. Ihr Tri-Ergon-Tonfilm lief 1923 in vielen großen Lichtspielhäusern; als neuestes technisches Wunder vom Publikum viel bestaunt, bei den Filmherstellern und Kinobesitzern jedoch noch keinen allzu großen Widerhall findend, da er einen besonderen Kinoprojektor voraussetzte.

Diese Zurückhaltung der Fachleute machte dann allerdings im verfloßenen Jahre einem um so größeren Optimismus Platz. Die amerikanischen Filmhersteller haben plötzlich ihr Herz für den Tonfilm entdeckt, und gedenken in Kürze nicht nur ihr eigenes Land, sondern auch den alten Kontinent mit ihren Tonfilmen zu überschwemmen. Um dieser Gefahr zu begegnen, wurde im Sommer des verfloßenen Jahres das Deutsche Tonbild-Sonditat (Tobis) gegründet, das die vier Tonfilmverfahren von Tri-Ergon, Mehter, Küchenmeister und Petersen-Boulsen vereint. Da die ersten Tonfilme der Tobis zuerst in zahlreichen deutschen Lichtspielhäusern vorgeführt werden, dürfen einige Erläuterungen über die Technik der gleichzeitigen Aufnahme und Wiedergabe von Ton und Bild willkommen sein.

Zunächst sei darauf hingewiesen, daß es zwei grundverschiedene Möglichkeiten für die Fixierung von Geräuschen gibt, nämlich die Schallplatte des Grammophons und die Photographie der Schallwellen. Die Aufnahme der Töne mit Hilfe der Schallplatte ist ohne Zweifel das einfachere der beiden Verfahren, doch macht der Gleichlauf bei der Wiedergabe des Films und der Töne erhebliche Schwierigkeiten. Diese Schwierigkeiten sind allerdings, wie der Ligano-Hörfilm nach dem System Breusing lehrt, in letzter Zeit völlig überwunden worden. Wenn sich die Tobis gleichwohl für die optisch-photographische Methode, die die Umwandlung von Tönen in Lichtschwankungen gestattet, entschied, so mögen die Erwägungen nach möglichster Vereinfachung der Wiedergabeapparatur den Ausschlag gegeben haben. Statt des Kinoprojektors für die Vorführung des Films und des Grammophons für die Wiedergabe der Töne, wie sie beim Ligano-Hörfilm erforderlich sind, benötigt man bei der Wiedergabe eines Tonfilms nach der optisch-photographischen Methode nur eine kleine Zusatzapparatur, die am Kinoprojektor angeschraubt wird und keine besondere Bedienung erfordert. Die Tobis hat diesen Zusatzapparat als Einheitsapparat, der sich an jedem Vorführungsapparat anbringen läßt, gebaut. Ihr Tonfilm hat die normale, international festgelegte Breite von 35 Millimeter; er kann deshalb in jedem Projektor, der mit der Einheitsapparatur ausgerüstet wird, abrollen. Da die Töne auf dem Filmstreifen fixiert sind, braucht nur dieser verandt zu werden, während beim Schallplatten-Tonfilm auch die zugehörigen Schallplatten zum Verandt gebracht werden müssen.

Die von der Tobis herausgebrachten Tonfilme werden im wesentlichen nach der Arbeitsmethode des Tri-Ergon-Tonfilms hergestellt. Bei der Aufnahme eines Tri-Ergon-Films werden alle Geräusche von einem Reih-Mikrofon in elektrische Impulse verwandelt. Diese elektrischen Stromschwankungen werden durch eine Verstärkerröhre etwa 100 000fach verstärkt. Sie sind daher imstande, eine elektrische Aufnahmelampe zum Aufleuchten zu bringen. Je nach Stärke und Art der aufzunehmenden Geräusche wird die Membran des Mikrophons in stärkere oder schwächere Schwingungen versetzt. Diese Schwingungen setzen sich im Mikrofon in gleicher Weise in elektrische Stromschwankungen um, wie es uns vom Fernsprecher her bekannt ist. Die Stromschwankungen bringen nach entsprechender Ver-

stärkung durch eine Röhre die elektrische Aufnahmelampe zu mehr oder weniger starkem Aufleuchten, und diese Lichtschwankungen werden auf einem zweiten Film, der in einem besonderen Apparat mit gleicher Geschwindigkeit wie der eigentliche Aufnahme film läuft, aufgenommen. Im Gegensatz zur Schallplatte, auf die man die Schallschwankungen mit einem Stift einträgt, werden also bei dieser Methode die Schallschwankungen in Lichtschwankungen umgewandelt, die in bekannter Weise auf einem Film photographiert werden. Beide Filme werden nach der üblichen Behandlung auf einem gemeinsamen Positivfilm kopiert, der bei der bereits erwähnten ersten Vorführung im Jahre 1923 statt der Normalbreite von 35 Millimeter eine Breite von 42 Millimeter besaß. Deshalb waren damals besondere Vorführapparate für den Tri-Ergon-Film erforderlich. Die aufgenommenen Töne waren am linken Rande des Filmstreifens als schmales Band ineinander verfließender hellerer oder dunklerer Querlinien sichtbar.

Die Aufnahme der Töne erfolgt auch heute noch auf einem zweiten Film. Dessen Aufzeichnungen werden dann jedoch auf einen Normalfilm von 35 Millimeter Breite übertragen. Da der 3 Millimeter breite Tonstreifen innerhalb der Perforation neben den eigentlichen Bildern untergebracht wird, so müssen die Bilder um 2 Millimeter verschmälert werden. Diese Verminderung der Bildbreite wird bei der Vorführung der Tonfilme im allgemeinen gar nicht bemerkt. Für den Film selbst ist die Verlegung des Tonstreifens innerhalb der Perforation sehr wesentlich. Er ist auf diese Weise geringeren Beschädigungen ausgesetzt, als wenn er hart am Rande sitzt, wie es früher der Fall war.

Bei der Filmwiedergabe wird das Aufnahmeverfahren gewissermaßen rückwärts durchschritten. Der 3 Millimeter breite Tonstreifen (das Phonogramm) wird durch eine zweite Lampe völlig getrennt von der Projektorlampe durchleuchtet. Je nach der mehr oder weniger großen Lichtdurchlässigkeit des abrollenden Phonogramms wird der den Film durchdringende Lichtschein mehr oder weniger geschwächt. Eine sehr empfindliche Lichtzelle verwandelt die Lichtschwankungen in elektrische Stromschwankungen, die schließlich mit Hilfe einer Membran genau wie beim Fernsprecher in Schallwellen umgewandelt werden könnten. Natürlich genügt für die Wiedergabe der Töne, die ja auch das größte Kino bis zum hintersten Platz durchdringen soll, eine gewöhnliche Membran nicht. Man verwendet hierfür eine Anzahl Lautsprecher, die in bestimmter Anordnung hinter der weißen Wand verteilt werden.

Eine besondere Schwierigkeit bereitete der Umstand, daß der Tonfilm kontinuierlich, also ununterbrochen laufend, aufgenommen werden und ebenso gleichlaufend wieder vorgeführt werden muß. Wollte man den Tonstreifen ebenso rudeweise vorführen wie den Bildstreifen, so würden die Töne rudeweise ans Ohr gelangen. Das Ohr läßt sich jedoch nicht täuschen wie das Auge, das die rudeweise Vorführung der Bilder gar nicht bemerkt. Nun wurde bereits gesagt, daß der Tonstreifen links vom Bildstreifen auf dem gleichen Film untergebracht wird. Also galt es, den Film für die Bilder rudeweise und für die Tonwiedergabe ununterbrochen laufen zu lassen. Diese auf den ersten Blick schier unlösliche Aufgabe wurde in geradezu klassisch einfacher Weise gelöst, indem man den Bildprojektor vom Tonprojektor räumlich trennte. Der Abstand von 36 Zentimeter genügt bei der Tobis-Einheitsapparatur bereits, um diese Aufgabe restlos befriedigend zu lösen. Der am Bildfenster vorbeigelaufene Film wird nicht gleich von der unteren Trommel aufgewickelt, sondern er durchläuft erst den räumlich getrennten Tonprojektor, wo der Tonstreifen durchleuchtet und damit die auf ihm fixierten Schallwellen aus dem Schloß gewickelt werden. Beim Durchgang durch das Bildfenster muß natürlich der 3 Millimeter breite Tonstreifen abgedeckt sein.

Das Zusatzgerät zur Vorführung der Tobis-Tonfilme läßt sich, wie bereits ausgeführt wurde, an jeder normalen Vorführungsmaschine anschrauben. Der Antrieb erfolgt vom Bildprojektor aus durch Riemen und Riemenscheibe. Zu jedem Apparat gehören zwei Gruppen von Lautsprechern. Jede Gruppe umfaßt fünf elektrostatistische und einen elektrodynamischen Lautsprecher. Die gruppenweise auf Holzwänden angeordneten Lautsprecher werden links und rechts der Vorführungsleinwand aufgestellt.